

(Nachdruck verboten.)

111

Strandgut.

Von Ernst von Wolzogen.

Die Märzsonne schien hell in die kleinen Fensterlein der Feuermeisterwohnung hinein und erfüllte die enge, niedrige Wohnstube mit froh behaglichem Glanze. Ihre warmen Strahlen spielten mit blickendem Funkenstieben auf den mächtigen Eiszapfen, die in dicht gedrängter Reihe das überhangende Dach des festen Häuschens umkränzten, welches sich, vor den unbarmherzigen Stürmen ängstlich Schutz suchend, an die mächtigen Quadern des Leuchtturmes eng anschmiegte. Und von dem funkelnden Kristall des Eises tropfte das Wasser nieder und zerspritzte mit leisem, eifrigem Getrommel auf dem Blechbeschlag der Fensterlinse. Eben erst waren die letzten weißen Wolfenfloken von der Felsenhöhe der einsamen kleinen Feuerinsel Hjelm versflogen, und nur noch eine dünne Nebelschicht wallte über der Ostsee und verhüllte die gefährlichen Eisschollen, welche der letzte Sturm zu einem gewaltigen, zackentarrten Wall rings um das Eiland aufgetürmt hatte. Einmal noch ließ der alte Feuermeister eine Rakete aufsteigen, die, mit gewaltigem Knall hoch über dem Meere zerspringend, den etwa draußen im Nebel irrenden Schiffen ein weithin vernehmbares Warnungszeichen gab; dann wartete er noch eine kleine halbe Stunde, bis die eisfreie, ruhige See hell durch den letzten leichten Schleier hindurchblitzte, lugte noch einmal nach allen Seiten hin durch das Fernrohr aus und kehrte endlich in seine enge Klausur zurück. Er kratzte sich sorgfältig die Schneeklumpen von den Stiefelsohlen, hängte seinen Wettermantel im Vorflur auf und trocknete sich den Tau aus dem dichten, graublonden Seemannsbarte, bevor er das warme Zimmer betrat.

Ein Sofa, ein Eßtisch, einige Stühle und ein altes tafelförmiges Klavier füllten den winzigen Raum so weit aus, daß der breite, untersetzte Mann sich seitlings zwischen Tisch und Klavier hindurchschieben mußte, um zu seinem Großvaterstuhl am Fenster zu gelangen. Er holte sich eine der halblangen Pfeifen herunter, welche in stattlicher Anzahl und stets frischgestopft auf dem schwebenden Gebrett über dem Sofa standen, und setzte sie langsam und bedächtig in Brand. Dann ließ er sich mit einem behaglichen Seufzer in den alten Stuhl fallen, paßte eine blaue Rauchwolke der Sonne entgegen und schnitt mit den Fingern den piepsenden Kanarienvogel, dessen Bauer mitten vor dem Fenster von der Decke herabhing, einen Morgengruß zu.

Dem Lieblingsplaz des alten Kapitäns Mortensen, so hieß der Feuermeister von Hjelm, gegenüber stand noch ein zweiter Sorgenstuhl am Fenster. Eine verwelkte, kleine Gestalt hockte darin. Krummrückig und mit vornüberhangendem Haupte saß sie dort am Fenster, die arme Tante Petra, von früh bis in die sinkende Nacht, ohne sich vom Plaz zu rühren, den ganzen Winter hindurch, und nur wenn der Wind auf die Fensterseite stand und sie den kalten Zug selbst durch die moosverstopften Ritzen zu spüren begann, ließ sie es sich gefallen, daß man sie samt ihrem Sessel aufhob und an den warmen Ofen rückte. Auch heute wieder wie alle Tage kauerte sie dem Feuermeister gegenüber, ohne den stumpfen Blick zu ihm zu erheben, ja, ohne sich seiner Gegenwart bewußt zu sein, wie es schien. Sie nickte ein paarmal gleichgültig mit dem Kopfe, als der Alte mit zufriedener Brummen sie auf den schönen, warmen Sonnenschein hinwies und die Hoffnung ausdrückte, daß sie nun wohl bald aus ihrer langen Eisesknecht befreit werden würde. Ihre allzeit unruhig spielenden Finger bewegten sich eine Weile noch heftiger und zitternder durcheinander, gleich als haspelten sie einen Rosenkranz ab, doch verstanden sähen sie ihn nicht zu haben. Was galt ihr Sommer und Winter, was Sonnenschein und Sturmesbrausen in der ewigen Winternacht ihres Stumpfsinns? Sie aß und trank, sie schlief und wachte und saß dort im Sorgenstuhl am Fenster, immer mit demselben gesenkten, trüben Blick, demselben nichtssagenden Lächeln in den schlaffen, bleichen Zügen.

Der Feuermeister machte keinen weiteren Versuch, die Anteilnahme der Unglücklichen zu erregen, sondern freute sich stumm des Spiels der Sonnenstrahlen auf der Glocke der großen Hängelampe, die fast die Tischplatte berührte, so tief

hing sie von der niedrigen Decke herab, auf den Glasscheiben der Familienbilder an der Wand und auf dem alten Silberzeug, das frisch gepußt auf dem Tische stand. Silberhell leuchteten auch die Staubkörperchen, die langsam in der breiten Sonnenbahn dahinschwebten, quer durch das ganze Zimmer und weiter durch die offen stehende Thür in das noch viel winzigere Nebengemach.

„Thyra!“ rief der Alte halb laut und wandte den Kopf horchend der offenen Thür zu.

Und er hörte da drin einen Stuhl rücken und dann ein leises: „Ja, Vater!“ als Antwort zurückklingen.

„Hallo, bist Du da, Mädchen? Was treibst denn da — so muckstill?“

„O — nichts, Vater. Ich lese Dehlynschläger.“ Er hörte, wie sie das Buch zuklappte; aber es hatte bis dahin unberührt auf dem Tisch gelegen und das Mädchen still sinnend, ohne sich zu rühren, zum Fenster hinausgeschaut.

„So, so,“ brumnte der Feuermeister. „Und was machst Thorsten? Schläft er schon wieder, daß Du ihn allein gelassen hast? Er wollte es doch heute mit dem Treppensteigen versuchen.“

Thyra Mortensen trat jetzt hinein in die helle Sonnenbahn und lehnte sich lässig gegen den Thürpfosten. Das dunkle Wollkleid, das ihre prachtvolle, kräftige Gestalt in weichen Falten umfloß, ließ heute zum erstenmale wieder, nach so langen, trüben Monden ohne Farbe und Licht, das satte Blau seines Grundtons klar ausleuchten, und auch ihr dunkles Haar, das ihr in reizender Wirnis über die Stirn und in einem dicken, halbgelösten Zopf über die Schulter fiel, leuchtete heute in herrlichem Blauschwarz und ließ durch den Gegenfall die weichen, edlen Formen ihres Gesichtes weißer, das Rot auf ihren Wangen lebhafter erscheinen. Ja, Thyra Mortensen auf dem Hjelmer Feuerturn war eine Schönheit, von der nicht nur von der nahen Küste, sondern noch bis tief ins jütische Land hinein mit Bewunderung gesprochen wurde; und nur Vater Mortensen selbst machte nicht viel Aufhebens davon, weil er sie eben alltäglich vor Augen hatte und auch weil er bei ihr am allerwenigsten die weibliche Eitelkeit unterstützen mochte, bei seinem Mädchel, das ihm nicht nur das Haus führte, die irrinnige Tante pflegte, sondern auch im Signaldienst auf der Station ihn mit voller Verantwortung vertreten konnte. Wie er sie aber dort im hellen Sonnenglanze am Thürpfosten lehnen sah, die Wimpern niedergeschlagen und etwas verlegen mit dem losen Ende ihres Zopfes spielend, da mußte er doch für ein paar Augenblicke seine Pfeife aus den Zähnen lassen und seinem schönen Kinde einen bewundernden Blick gönnen.

„Hallo, Kind — Dir brennen ja die Backen!“ rief er gutlaunig. „Hast wohl verliebtes Zeug gelesen in Deinem Poeten da?“

Sie verneinte lächelnd, setzte sich dicht hinter dem Lehnstuhl auf das Sofa, legte die beiden Arme gekreuzt über dessen Lehne und ihr liebliches, dunkles Haupt darauf.

„Vater, hör' Du,“ begann sie leicht befangen, „ich muß Dir sagen . . .“

„Se, was? Was giebt's da?“ Der Alte wandte sich rasch nach ihr um und riß die blauen Augen erschreckt auf.

„Nichts Schlimmes, Vater — hör' Du nur,“ begütigte sie ihn und sah lächelnd zu ihm empor. „Es ist nur, weißt Du, daß Ole Thor . . . daß Herr Thorsten . . . Als ich ihm heute das Frühstück hinaufbrachte, da lag er schon lange wach und meinte, es gehe ihm ausgezeichnet gut und er fühle gar keine Schmerzen mehr. Er wolle allein aufstehen und sich anziehen, und dann wolle er herunterkommen — und er hoffe — sobald das Eis es erlaubt natürlich . . .“

„Nun ja, ja — was weiter?“ unterbrach sie ungeduldig der Vater. „Das versteht sich, sobald das Eis es erlaubt, muß er fort und seine Leute suchen. Gäste mit starkem Appetit können wir hier im letzten Wintermond nicht gebrauchen! Aber was weiter?“

Thyra legte wieder den Kopf auf ihre Arme, ehe sie fortfuhr: „Ja, aber dann hielt er mich fest, Vater, und wollte mich an sich ziehen und sagte . . . er sprach sich aus, Vater . . . und mit Dir will er dann auch reden.“

Der Feuermeister schlug sich aufs Knie, daß es klatschte und der Kanarienvogel entsetzt in seinem Bauer aufplatterte.

„Was Teufel fällt dem Schlingel ein!“ brauste er auf. „Haben wir ihn darum für tot aus der Brandung gefischt und ihm einen neuen Wind eingeblasen und über das verdammte Fieber und all den Höllenkrampf weggeholfen, damit er mir, sowie er wieder auf zwei Beinen stehen kann, mit meinem Kinde davongeht? Du hast es ihm doch hoffentlich gehörig gegeben?“

„Ja, Vater, ich habe ihm ganz ehrlich geantwortet, wie ich es fühle. Ich sei ihm von Herzen gut, habe ich ihm gesagt . . .“

„Ge — was?“

„Ja, das ist auch wahr; denn hör', Vater, ein guter Mensch ist Ole Thorsten, das sieht ihm im Gesicht zu lesen, und das hast Du auch selber immer gesagt; und darum muß man ihm auch gut sein. Aber ich meine doch, einen Mann, den man selbst erst so ganz langsam sich gesund pflegt, den man wie ein klein Kind gewartet und in allem bedient hat, den kann man gar nicht so recht feurig und hingebend lieben, wie es eigentlich sein soll. Ich denke mir, man müßte dann zeitlebens im Zweifel sein, ob da nicht mehr Mitleid und Erbarmen im Spiele gewesen, als eine richtige Liebchaft übertragen kann. Der Mann, den ich einmal lieben soll, so wie ich mir die Liebe vorstelle, der müßte so gesund und warm wie ein steifer Südwest mir über den Kopf gebläut kommen und mich beim Haar packen und mit fortreißen, ehe ich noch so recht zur Besinnung gekommen wäre!“

Der Alte sah sich erstaunt und befremdet nach seiner Tochter um. Sie hatte den Kopf bei ihrer lebhaften Rede wieder erhoben. Ihre zarten Wangen glühten, und ihre dunkelblauen Augen schauten strahlenden Blickes in die Ferne.

„Und das hast Du wörtlich so dem — Herrn Thorsten gesagt?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Wörtlich so gerade nicht; aber dem Sinne nach wohl schon. Er hat mich aber doch wohl nicht ganz recht verstanden.“

„Wieso das?“

„Ja, siehst Du, Vater, das meine ich darum: als ich mit meiner kleinen Rede zu Ende war — und ich sprach ganz ruhig und vernünftig — da war er gar nicht so sehr traurig. Er nahm mich sogar unberühens beim Kopf und küßte mich.“

„O daß Dich — Wünsche Ole! Da hast Du ihm aber doch wohl gehörig . . .“

„Ja gewiß, Vater. Hör' — da habe ich ihn wieder geküßt, ganz schwesternlich, und gesagt, das wäre dafür, daß er so brav bald gesund geworden wäre nach seinem schlimmen kalten Bad. Wenn er aber fernerhin nicht sehr, sehr artig sein wollte, dann könnte ich sein Zimmer nicht mehr betreten und er möchte sich vom Dienstmädel die Rücken rücken und sich füttern lassen. Das habe ich ihm gesagt und bin davon gegangen. Aber jetzt hab' ich doch solche Angst, Vater, wenn er herunterkommt und wirklich mit Dir redet und mich von Dir haben will. Und darum habe ich so müchstill dort drin gesessen und gehorcht, ob nicht schon die Treppe knarrte.“

Dem Feuermeister war die Pfeife ausgegangen. Hastig und geräuschvoll sog er an dem kalten Rohr und brachte dabei brockentweise die Frage hervor: „Ja, also mein Kind; wenn er nun wahrhaftig, hol' ihn der Hölle, um Dich anhält, dann kann ich mich also ruhig auf Dich berufen und sagen: lieber Herr Thorsten, es thut mir sehr leid, denn Sie sind ein recht lieber Mensch, und wenn das alles richtig ist, was Sie mir von Ihrem Haus und Vieh und so weiter in Island und von Ihren Schiffen vorgeklumert haben, dann könnten Sie ja recht gut eine Frau ernähren; und ich habe ja auch gar kein Recht, meiner Tochter etwas in den Weg zu legen, wenn sie sich gut verheiratet kann; ob'schon natürlich . . . Himmeselement nochmal, wär' das ein Leben hier oben ohne die Thyra, bloß mit Tante Petra, und kein zuverlässiger Mensch auf der Station zum Ablösen — den müßte mir aber die Regierung wenigstens stellen, sonst lieh' ich mich gleich pensionieren, hol' mich . . .! Was wollt' ich doch sagen? Ja, wie gesagt, Herr Ole Thorsten, mein Verehrtester, von meiner Seite stände ja wirklich rein gar nichts im Wege, nur leider, daß das wunderliche Mädel Sie nun einmal nicht ausstehen kann!“

Dreimal hatte er während dieser etwas kunterbunten Rede das Streichholz über den Knaster geführt, und dreimal war es wieder verloscht. Und zuletzt hatte nicht nur seine Hand, sondern auch seine Stimme bedenklich zu zittern angefangen. Eben setzte er das vierte Streichholz in Brand, als Thyra ihn plötzlich so heftig am rechten Unterarm packte, daß das brennende Hölzchen gegen den Pfeisentopf stieß und abermals verloschte.

„Hör', Vater,“ flüsterte sie ihm rasch zu, „jetzt knarrt aber wirklich die Treppe! Er kommt wahrhaftig allein her-

unter!“ Und sie erhob sich eiligst und machte Miene davonzulaufen, um sich wieder in ihrem Zimmerchen zu verstecken.

„Hallo!“ rief der Alte, indem er sie am Rocke festhielt: „Du wirst doch nicht? Paß auf, der arme Teufel fällt gleich die Treppe herunter.“

Sie lachte hell auf. „Ja, Vater, Du hast auch recht: davonlaufen ist dumm! Er braucht mich doch wohl noch.“ Und damit schritt sie rasch zur Thür hinaus.

Tapp, tapp! kam es langsam und vorsichtig die Treppe herunter gestiegen, und Kapitän Mortensen horchte in ersichtlicher Aufregung auf die nahenden Schritte. Er fuhr sich mit den Fingern durch sein lockeres, wirres Graubaar und rieb sich die Spitze seiner tüchtigen Nase gar bedenklich mit den Knöcheln der Rechten. Seitdem seine Thyra die ersten langen Kleider trug, hatte er vor der Stunde gezittert, in der so ein nichtsnutziges, wildfremdes Mannsbild daherkommen und sie zu seinem Weibe begehren möchte. Zwar, sie liebe ihn nicht genug zum Heiraten, hatte sie gemeint; aber auf derlei Mädchenentschlüsse ist doch bekanntlich nicht eben großer Verlaß, und wenn sie wirklich noch so ein Wochenlang drei oder vier vom Festlande abgeschnitten blieben — was wohl möglich und oft genug schon dagewesen war — dann hatte Ole Thorsten reichlich Zeit, vollends zu Kräften zu kommen und mit mannhaftem Austrumpfen heillosen Schaden anzurichten! Des guten Feuermeisters wetterfestes Herz mochte sätiger heftiger klopfen, als das des jungen Freiers selber, und für einen kurzen Augenblick stieg gar der Wunsch in ihm auf, es möchte ihm doch lieber gar nicht vergönnt gewesen sein, diesen so verwünscht hoffnungsvollen jungen Menschen aus den eiskalten Fluten zu ziehen! Aber das war freilich nur eine kurze Anfechtung des Bösen und ward alsbald wieder aus dem Sinn geschlagen. Er hatte ja doch in Wahrheit ein ehrlich Wohlgefallen gefunden an dem jungen Isländer, den ihm das böse Himmelumwetter als kostbares Strandgut angeschwemmt, und er hatte manche gute Stunde, da das böse Fieber endlich gewichen und die Geisteskräfte zurückgekehrt waren, am Krankenbette geessen und sich des offenen, dankbaren Sinnes und der klugen Reden Ole Thorstens herzlich gefreut. Da sollte es nun auch heißen: Ohren steif und das bishen Christentum fein zu Rute gezogen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neues vom Heufieber.

Unwählich in den Frühjahrsmonaten, besonders im Juni, tritt bei einer beträchtlichen Anzahl von Personen eine eigenartige Erkrankung auf, die ohne gerade für Leben und Gesundheit besondere Gefahren in sich zu schließen, gleichwohl durch ihre lange Dauer und durch die Heftigkeit der Symptome außerordentlich qualvoll werden kann. Das Heufieber, auch Heuschnupfen oder Heu-Asthma genannt, ist erst seit etwas über hundert Jahren bei uns bekannt; es war früher auf dem europäischen Festlande ein ziemlich seltener Gast, England und hauptsächlich Amerika waren die Stätten, die es vorzugsweise heimjuchte, in den letzten Decennien ist die Krankheit aber auch bei uns entschieden viel häufiger geworden; das beweist schon, abgesehen von den Erfahrungen einzelner Aerzte, die Thatsache, daß es weit häufiger als früher zum Gegenstande wissenschaftlicher Erörterungen in der Fachpresse genommen wird. Wie der Name schon andeutet, ist das Heufieber im Grunde eine Art von Schnupfen, aber ein Schnupfen von ungewöhnlich heftigem und hartnäckigem Charakter. Inmitten völliger Gesundheit empfinden die von dem Leiden Heimgefuhrten eines Tages einen eigentümlichen Kitzel in der Nase, in den Augen, zuweilen auch im Gaumen; nach kurzer Zeit stellt sich dann überaus reichlicher Ausfluß von dünnflüssigen Massen aus der Nase ein, verbunden mit häufigen, heftigen Nieskrämpfen. Die Schwellkörper der Nase nehmen an Umfang zu und verschließen allmählich die ganze Richtung, die Augen entzünden sich, die Lider schwellen stark an, nicht selten setzt sich die Entzündung auch auf die tieferen Luftwege, auf Kehlkopf, Luftröhre und deren Verzweigungen fort. Diese häufig sind heftige Asthma-Anfälle das quälendste Symptom der Krankheit, und es kommt auch vor, daß das Asthma ganz allein auftritt ohne sonstige Krankheitserscheinungen und offenbar durch die gleiche Ursache bedingt, wie der gewöhnliche Heuschnupfen. Im Laufe der Zeit dist sich die Absonderung ein, sie wird schleimig-eitrig, gleichwohl dauert in allen schwereren Fällen die Krankheit noch längere Zeit an, sie erlischt gewöhnlich erst zu Beginn des Monats Juli, so daß sie also im ganzen über zwei Monate andauern kann.

Schon seit langer Zeit war es den Aerzten aufgefallen, daß diese eigenartige Form des Schnupfens ausschließlich in der Zeit der Gräserblüte aufzutreten pflegt, und man hat darum immer angenommen, daß dieser Naturvorgang in irgend einer Weise, sei es durch

den Duft der blühenden Gräser oder durch sonst einen Umstand, in ursächlichem Zusammenhange mit dem Leiden stehe. Als man dann später in dem Nasenschleim, der Tränenflüssigkeit und andern Absonderungen der Kranken den Blütenstaub von gewissen Gräsern, die sogenannten Pollenkörner, entdeckte, da bildete sich die Meinung, daß diese Pollenkörner wohl die Krankheit hervorrufen könnten. Am häufigsten scheint der Blütenstaub verschiedener Getreide-Arten als Krankheits-erregter zu wirken, doch sind auch manche andern Pflanzen nicht wirkungslos. Sehr merkwürdig ist es auch, daß nur eine Minderzahl von Personen dem Leiden unterworfen ist; bei Land-Leuten, die doch am meisten der Einwirkung blühender Gräser ausgesetzt sind, wird es kaum beobachtet, dagegen tritt es in den gebildeten Ständen, namentlich bei geistigen Arbeitern, mit Vorliebe auf und ist auch bei Männern häufiger als bei Frauen und Kindern. Es muß also jedenfalls eine gewisse Disposition, eine Krankheits-anlage vorhanden sein, damit jene Schädlichkeit wirksam werden kann, und es spricht vieles dafür, daß eine angeborene oder auch erworbene Schwäche des Nervensystems, eine neurasthenische Konstitution die Grundlage bildet, auf der die Krankheit zur Entstehung gelangt. In diesem Sinne ist es auch zu verstehen, daß in dem Lande, das die meisten Neurastheniker hervorbringt, in Amerika, auch die größte Zahl von Heufieber-Erkrankungen beobachtet wird.

Auf welche Weise jene Blütenstäubchen die heftigen Krankheits-erscheinungen hervorrufen, das konnte man bisher noch nicht so recht deuten. Gewöhnlich stellte man sich vor, daß die Pollenkörner einen mechanischen Reiz auf die überempfindliche Nasenschleimhaut der disponierten Personen ausüben, der dann durch nervöse Erregung zur Erweiterung der Blutgefäße, zur Ausschüttung von Mucosin und den übrigen Erscheinungen eines nervösen Katarchs den Anlaß gebe. Nun ist die Auffassung der Krankheit als eines nervösen Schnupfens zweifellos richtig, ob aber die Pollenkörner gerade durch ihren mechanischen Einfluß die Krankheit auslösen, erscheint doch recht zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß dieselben Personen doch tagtäglich alle möglichen reizenden Stoffe einatmen, ohne daß ähnliche Erscheinungen auftreten. Nur die Pollenkörner rufen für gewöhnlich die Krankheit hervor, und wenn die Disponierten die Zeit der Gräserblüte an einem Orte zubringen, wo die Vegetation noch nicht so weit gediehen ist, bleiben sie auch von der Krankheit verschont. Vor kurzem hat allerdings ein Stuttgarter Arzt die Beobachtung gemacht, daß ganz ähnliche Krankheitserscheinungen durch die Einatmung feinsten Partikeln von Papageienfedern hervorgerufen werden, auch soll in Stuttgart in der Frühjahrszeit ein richtiger „Platanenschnupfen“ auftreten. Doch war es auch früher schon bekannt, daß außer den Pollenkörnern auch noch andre Faktoren von Einfluß sein können, so sind Fälle von „Rosenfieber“, von „Stallfieber“ und dergleichen beobachtet worden, wenn disponierte Personen sich den betreffenden Einwirkungen aussetzten. Es beweisen diese Beobachtungen also nur, daß die Pollenkörner der Gräser nicht allein jene nervösen Schnupfenanfalle hervorrufen; gegen die rein mechanische Entstehungsweise sprechen aber auch dann noch die schon oben angeführten Thatsachen.

Vor ganz kurzer Zeit hat nun Professor Dunbar in Hamburg, der übrigens selbst dem Heufieber unterworfen ist, Untersuchungen angestellt, die zu sehr interessanten Ergebnissen geführt haben. Dunbar sammelte die Pollenkörner verschiedener Grasarten und brachte sie mittels eines Wattebauschs mehreren Personen auf die Schleimhaut der Nase oder auf die Bindehaut des Auges. Bei drei Personen, die nie in ihrem Leben an Heufieber gelitten hatten, zeigte sich keine Wirkung, drei andre, die vom Heufieber regelmäßig heimgesucht wurden, zeigten Krankheitserscheinungen, die völlig denen des Heufiebers entsprachen. Wofür mechanische Einwirkungen oder die Einatmung reizender Dämpfe hatten dagegen keinen Einfluß. Unter den verschiedenen Getreide-Arten waren namentlich die Pollenkörner des Roggens wirksam und es gelang mit ihnen auch außerhalb der Heufieber-Periode die Krankheitserscheinungen hervorzurufen.

Es lag die Annahme nahe, daß ein in den Pollenkörnern enthaltenes Gift die eigentliche Krankheitsursache darstellt. Dunbar gelang es auch, aus den Stärkestäbchen der Pollenkörner ein in den Körperlösungen lösliches Gift darzustellen, das bei Verimpfung auf die Schleimhäute empfindlicher Personen die Erscheinungen des Heufiebers hervorruft. Nicht nur von den Schleimhäuten aus ist der Stoff wirksam; als Dunbar einem dem Heufieber unterworfenen Arzt von der Lösung unter die Haut spritzte, trat ein sehr heftiger Anfall auf. Aus allen diesen Beobachtungen darf man wohl den Schluß ziehen, daß ein in den Pollenkörnern enthaltenes lösliches Gift das Heufieber hervorruft; dabei ist es keineswegs ausgeschlossen, daß gleiche oder ähnliche Gifte auch in andern tierischen oder pflanzlichen Produkten enthalten sein mögen, so daß auch die oben angeführten Beobachtungen keineswegs unverständlich wären. Welche chemische Zusammensetzung dem wirksamen Stoff zukommt, konnte bisher leider noch nicht aufgeklärt werden; jedenfalls ist nicht etwa die Stärke selber die giftige Substanz, wenn diese auch bisher immer in enger Verbindung mit den Stärkestäbchen der Pollenkörner angetroffen wurde.

Die angeführten Entdeckungen sind zunächst von hohem wissenschaftlichem Interesse, weil hier in den Generationsprodukten höherer Pflanzen ein ganz ähnlich wirkendes Gift entdeckt wurde, wie es sonst durch den Lebensprozeß vieler Schmarohepilze hervorgebracht wird. Doch dies nur nebenbei. Wichtiger vielleicht noch ist die praktische Tragweite. Der Gedanke lag ja wohl nahe, ähnlich wie es bei der Diphtherie gelungen ist, auch gegen das Heufieber ein

Heilserum herzustellen. Dunbar hat derartige Versuche unternommen und durch geeignete Behandlung von Kaninchen ein Serum gewonnen, das sich im Tiereperiment als wirksam erwies und auch bei Heufieber-Patienten die Anfälle zu lindern schien. Natürlich bedarf es noch einer längeren Beobachtungszeit und ausgedehnter Erfahrungen, ehe man im Stande sein wird, sich ein Urteil über das neue Heufieber-Serum zu bilden. Jedenfalls dürfen wir aber hoffen, daß es nun, nachdem die Ursache der Krankheit klar erkannt ist, auf diesem oder jenem Wege auch gelingen wird, jene oft so qualvollen Zustände in wirksamerer Weise zu bekämpfen, als dies der Heilkunst bisher möglich war. — Dr. J. Bernhart.

Kleines feuilleton.

en. Ein berühmter mexikanischer Vulkan. Die Nachricht, daß ein amerikanisches Syndikat, in dem besonders die Interessen des Petroleumringes vertreten sind, den berühmten mexikanischen Vulkan Popocatepetl angekauft habe, um seine Schwefellager auszubeuten, lenkt die Aufmerksamkeit auf diesen Berg. Die Besteigung des Popocatepetl ist unter den gegenwärtig herrschenden Verhältnissen kein leichtes Unternehmen. Wenn man den langen und mühsamen Aufstieg bis über die Baumgrenze hinaus hinter sich hat, so ragt der eigentliche Vulkan kalt und weiß empor. In diesem Gebiete findet sich ein verlassenes Lager ehemaliger Grubenarbeiter, wo der Tourist die Nacht verbringen kann. Man muß sich für den Aufstieg nicht nur mit warmen Kleidern gegen die heftige Kälte versehen, sondern vor allem auch mit einer gefärbten Brille zum Schutz der Augen gegen die blendend von allen Seiten zurückgeworfenen Sonnenstrahlen. Sogar im Krater selbst findet sich daselbe Uebermaß von Kälte und Licht. Von einem Ausbruch des Vulkans in historischer Zeit ist nichts bekannt. Merkwürdig ist die von der Londoner Wochenschrift „English Mechanic“ in Erinnerung gebrachte Geschichte, wie Gaspar Sanchez Ochoa einst zum uneingeschränkten Eigentümer dieses berühmten Berges und zugleich des höchstgelegenen Bergwerks der Welt wurde. Alexander v. Humboldt soll zuerst die Entdeckung gemacht haben, daß der Krater des Popocatepetl einen unerhörten Reichtum an Schwefel birgt, und hat angeblich eine Mitteilung darüber an Andres del Rio gelangen lassen, einen Lehrer der Militärschule in der Stadt Mexico. Ochoa, damals ein junger Mann, der die Militärschule besuchte und von del Rio sehr begünstigt wurde, beschloß die Angaben Humboldts nachzuprüfen. Mit Unterstützung seines Lehrers erreichte er von der Regierung die Genehmigung, den Berg zu pachten. Gätten sich damals schon andre Leute träumen lassen, daß die Schwefellager im Krater des berühmten Vulkans erfolgreich ausgenutzt werden könnten, so würde Ochoa vermutlich auf größeren Widerstand gestoßen sein. So aber hielt man seine Pläne für phantastisch und lächerlich und ließ sich demzufolge herbei, ihm den ganzen oberen Teil des Berges zu überlassen. Nach der damaligen allgemeinen Auffassung bedeutete diese Konzession nichts weiter als die Abtretung einer Masse von Fels, Schnee und Eis in einer Meereshöhe von über 5000 Meter. Ochoa aber bestieg mit seinen Arbeitern den Gipfel bis zum Krater-rand, errichtete dort einen großen Krahn und ließ die Arbeiter in Körben zu den Schwefellagern hinunter, um den Schwefel dann in denselben Körben hinaufschaffen und den Berg hinunter transportieren zu lassen. Jahrelang nahmen diese Arbeiten ihren Fortgang, aber Ochoa konnte nicht mehr als 100 Tonnen jährlich gewinnen. Auch die besten modernen Maschinen, die von den neuen Eigentümern in Anwendung gebracht werden sollen, werden vermutlich eine schwere Arbeit in der Ueberwindung der natürlichen Schwierigkeiten zu leisten haben. Die Schwefellager sind noch in fortwährender Bildung begriffen und sollen sich täglich um eine Tonne vermehren, so daß sie in der That für lange Zeit als unerschöpflich werden gelten können. —

— Römische Bergleute. Die reichen Blei- und Schwefellager der Sierra Morena in Andalusien sind schon von den Römern ausgebeutet worden. Noch heute zählt man bei Linares gegen fünfzig antike Schutthalben, und 15 Kilometer nordöstlich von dort, bei Palazuelos, ist bei der Wiederaufnahme des Bergbaues gar ein römischer Stollen von 2500 Meter Länge entdeckt worden, der reiche Kupferlager berührt und Reste von Quermauern aufweist, die vielleicht das Erstaunen des Schachtes verhüten sollten. Dieser Schacht steht in Verbindung mit einem andern, dem Hannibals-Schacht, wie denn das ganze Bergwerk nach der Ortsfrage die Mitgift der Himlyne, der Gattin des Hannibal, gebildet hat, die das Schloß De Castulo bewohnt haben soll. Von dem Silberertrag jener Gegend kann ein römischer Münzschatz von 683 Silberdenaren einen Begriff geben, der im Jahre 1618 bei Castulo in einem silbernen Gefäß vergraben gefunden wurde. Römische und karthagische Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens sind massenhaft in der Gegend gefunden worden, darunter besonders viele Epithaden, wie sie die Bergleute gebrauchten. Der bemerkenswerteste Fund ist aber erst ganz kürzlich gut abgebildet und veröffentlicht worden. Es ist ein Relief aus rotem Sandstein, das acht römische Bergleute darstellt. Gefunden wurde der wertvolle Stein, wie die „Römische Zeitung“ berichtet, von einem spanischen Bergingenieur, der bei Palazuelos Arbeiterfrauen waschen sah, wobei sie als Unterlage den antiken Stein benutzten. Aufbewahrt wird er jetzt in Linares. Der Künstler hat die Bergleute in der Aus-

übung ihres Berufs dargestellt. Acht Bergleute, hinter ihnen ihr Werkmeister oder Oberzeiger, gehen zu zwei und zwei eine Galerie der Mine entlang. Jeder trägt ein Arbeitswerkzeug, und zwar entweder eine Hacke auf der Schulter oder eine große römische Thon-Oellampe, das Grubenlicht, in der Hand. Alle sind an den Weinen und dem Oberkörper nackt und nur mit einem bis an die Knie reichenden Schutz bekleidet, der von einem Gürtel gehalten wird. Der Aufseher hält in der rechten Hand ein paar große eiserne Zangen, die dazu bestimmt waren, die heißen Felsstücke anzufassen. Denn man wendete im antiken Bergbau an Stelle von Sprengmitteln einfach das Feuer an, um die Metalle aus dem Gestein zu lösen. In der linken Hand des Werkmeisters erblickt man einen runden gewölbten Gegenstand, der zuerst als Oellampe gedeutet war, aus der die Grubenlichter nachgefüllt werden sollten, der aber neuerdings als eine Glocke erkannt ist, mit der die Bergleute am Schluß der Schicht zusammengerufen wurden. —

Medizinisches.

k. Eine Amputation in der Hypnose. Aus London wird berichtet: Zum erstenmal in der Geschichte der Chirurgie in England ist bei Ausführung einer schweren Operation hypnotische Suggestion an Stelle der gewöhnlichen Betäubungsmittel zur Anwendung gelangt. Der Versuch ist von Dr. Frank Aldrich in Clapton, der sich eingehend mit dem Studium des Hypnotismus befaßt hat, am Mittwoch gemacht worden, als er einer 35-jährigen Dame das Bein amputieren mußte. „Vor zwei Wochen“, sagte Dr. Aldrich zu dem Mitarbeiter eines Londoner Blattes, „wurde ich zu der Patientin gerufen, die an Geschwüren in der Gegend des Knöchels litt. Bei einer früheren Operation war bereits ein Knochen entfernt worden; sie litt schon seit mehreren Jahren große Schmerzen und war körperlich sehr heruntergekommen. Die notwendige Amputation fürchtete sie wegen des Chloroforms, und dieses war in ihrem Fall auch nicht anwendbar. Da ihr Vater seine Einwilligung gab, begann ich eine Woche vor der Operation mit der Hypnose. Nach 30 Sekunden wurde sie anästhetisch und die Hypnose, die ich täglich vornahm, dauerte eine halbe Stunde. In der Hypnose wurde sie dann eines Abends in ein andres Zimmer gebracht, das im Hause nebenan lag; ihr Bett wurde auseinandergenommen und wieder zusammengelegt, und trotz des Lärms hörte sie nichts und war beim Erwachen natürlich sehr erstaunt, sich in einer andern Umgebung zu finden. Am Mittwoch früh hypnotisierte ich sie und suggerierte ihr, sie würde beim Erwachen keine Empfindungen im Knie haben. Das war auch tatsächlich der Fall. Um 4 Uhr nachmittags hypnotisierte ich sie wieder, ohne ihr etwas von der bevorstehenden Operation zu sagen. Sie wurde vom Bett auf den Operationstisch gehoben; inzwischen waren ein Chirurg aus einem Londoner Krankenhaus und ein Kollege gekommen. Um 4 Uhr 50 Min. begannen sie mit der Operation, die um 5 Uhr 10 Min. beendet war. Ich erweckte die Patientin um 5 Uhr 15 Min. und um 5 Uhr 30 Min. hatten wir alle das Haus verlassen. Während der Operation sagte ich zu der Patientin, daß ihr Bein unterhalb des Knies abgenommen würde. Sie lachte und sagte: „Gut, halten Sie meine Hand.“ Als der Nerv abgetrennt wurde, packte sie meine Hand fest. Nach dem Erwachen sagte sie: „Ich fühle Stech- und Nähnadeln.“ Symptome von Schreck zeigten sich nicht. Puls und Temperatur waren und sind bis heute vollkommen normal. Nach der Operation aß sie um 6 Uhr eine kräftige Mahlzeit. Die Wärterin erzählt, dies wäre der wunderbarste Fall, der ihr je in ihrem Beruf vorgekommen sei. Sie gab der Patientin während der Operation Portwein und Wasser und sprach die ganze Zeit mit ihr. Die Ärzte waren etwas ungläubig und hatten für alle Fälle Chloroform mitgebracht. Jetzt ist die Patientin gesund und sieht besser als je aus. —

Aus dem Tierleben.

tt. Zur Charakteristik der Reptilien und Froschtiere. Als klug und listig gelten die Schlangen. Ihr schleichendes Wesen, ihre versteckte Lebensweise mag sie wohl in den Geruch der Saisanheit und Verschlagenheit gebracht haben. Indes sind weder sie noch überhaupt die Reptilien noch auch die Froschtiere besonders intelligente oder auch nur mit scharfen Sinnen begabte Wesen. Die meisten dieser Tiere haben fast gar kein Gehör, nur die eigentlichen Frösche nehmen Laute aus weiter Entfernung wahr, wie denn auch die Stimme der Frösche und Unken weit hin schallt. Von den Reptilien hören nur die Krotodile gut, diese, die ja auch zum großen Teil eine laute Stimme besitzen, sogar sehr gut. Der Geruchssinn ist bei dieser ganzen Tiergruppe nicht besonders entwickelt, obgleich es vorkommen mag, daß manche Art ihre Beute durch den Geruch wahrnimmt. Höher steht nach den Untersuchungen F. Berners, der im „Biolog. Centralblatt“ (Bd. 22) Beiträge „zur Biologie der Reptilien und Batrachier“ liefert, der Geschmackssinn dieser Tiere. Frösche wählen zwischen verschiedenen Insekten und verschmähen solche, die mit übermäßigem Saft ausgestattet sind. Die meisten Reptilien unterscheiden frische Nahrung von alter, die Eidechsen sind sogar genäschig, sie lieben Zuder und andre Süßigkeiten. In sehr eigenartiger Weise ist der Tastsinn bei vielen Reptilien ausgebildet. Sie fühlen hauptsächlich mit der Zunge. Und sie fühlen mit ihr, ohne daß sie den Gegenstand, den sie wahrnehmen wollen, direkt berühren. Sie lassen dabei die Zunge hin- und herschnellen. Wahrscheinlich entsteht dadurch eine Luftbewegung zwischen der Zunge und dem betreffenden Gegenstande, der Luftstrom prallt

von diesem zurück und wird durch die Zunge wahrgenommen. Das eigentliche Züngeln der Reptilien deutet Werner jedoch als einen Ausdruck des Behagens. Sehr stumpf ist der Gefühlsinn der Reptilien und der Froschtiere, zumal wenn man ihn mit dem der meisten Vögel und Säugetiere vergleicht. Werner hat eine Tabelle für die verschiedenen Familien oder Gattungen dieser Tiergruppe aufgestellt. Auf dieser ist die Sehweite für Nahrung oder Erkennung eines Feindes (eines Menschen) in Körperlängen des betreffenden Tieres ausgedrückt. Niesenschlangen, Krotodile, Molche erkennen ihr Futter erst in einer Nähe von 1/10—1/20 Körperlänge, die meisten andren dieser Tiere nehmen Nahrung auch höchstens in einer Entfernung von 4—5 Körperlängen wahr, nur Wasserschildkröten, die gemeine Kröte und der Erdfrosch haben ein etwas besseres Gefühl. Der letztere bemerkt seine Beute noch auf das 15—20fache seiner Körperlänge. Auf etwas weitere Entfernung nehmen diese Tiere einen Menschen wahr, aber in der Regel auch nur auf das 1—3fache der Körperlänge. Krotodile, Wasserschildkröten, Eidechsen können meist noch etwas weiter sehen. Uebrigens wechselt bei ihnen die Sehweite sehr beträchtlich. Der Erdfrosch steht auch hier an der Spitze, er nimmt die Ankunft eines Menschen schon bei einer Entfernung von 30—50 Körperlängen wahr. Aber das ist doch schließlich nur ein Abstand von ein paar Metern, während ein Vogel von derselben Größe, des Menschen schon auf hundert oder wohl noch mehr Meter ansichtig wird. An Bezeichnungen aus der Botanik anknüpfend, schreibt Werner den meisten Reptilien Heliotropismus zu, sie suchen die Strahlen der Sonne auf; auch nächtlich lebende Arten pflegen sich zu sonnen, ohne daß sie dies immer in der Absicht thäten, sich zu erwärmen. Manche Eidechsen klettern an Bäumen und Pfosten empor. Viele Schlangen und Eidechsen wühlen sich in die Erde ein. Die Molche haben die eigentümliche Fähigkeit, Wasser auch in ziemlich weiter Entfernung aufzuspueren und aufzufinden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die giftigen Wirkungen der Primeln bei bloßer Berührung der Pflanzen, die zuerst nur bei Primula obconica beobachtet worden waren, sind durch Dr. A. Nesler weiter studiert worden. Noch bei Berührung dreier andrer Arten (Primula sinensis, P. Sieboldii und P. cortusoides), die mit der ersteren Art sämtlich zur Gruppe der chinesischen Primeln gehören, wurden diese Hautentzündungen an den Händen und Armen bemerkt. Der in den Ausscheidungen der Drüsenhaare enthaltene hautreizende Stoff war leicht kristallisierbar zu erhalten und konnte durch Sublimation rein erhalten werden. Zu einem Verbot des Handels mit diesen Pflanzen, wie er im deutschen Reichstage angeregt wurde, wird es wohl nicht kommen, da z. B. die chinesische Primel ein alter Liebling unter unfren Zimmerpflanzen ist; es leiden auch meist nur Gärtner, die mit der Aufzucht der Pflanzen beschäftigt sind, unter ihren hautreizenden Ausscheidungen, gegen die sie sich ja durch Handschuhe schützen können. Als gutes Vorbeugungsmittel werden Alkoholverwäsungen empfohlen. — („Prometheus.“)

Humoristisches.

— Einst und jetzt. „Ach Max, wie ändern sich doch die Zeiten! Früher, wenn wir Eisenbahn fuhren und der Zug hielt, sagtest Du: „Muschle, geh nicht ans Fenster, sonst wollen alle Leute gleich einsteigen!“ Jetzt sagst Du: „Hermine, schau raus, damit niemand einsteigt!“ —
 — Ein Pfiffikus. Frau: „Hörst Mann, Du wirst so lange fortsaufen, bis es zum Aufhören zu spät ist!“
 Mann: „O nein, ich hab' den Doktor g'fragt, als ich meiner Leber wegen bei ihm war, ob es bei mir nicht schon zu spät zur Umkehr sei, und er sagte mir: zu spät ist es nie!“ —
 — Ihr Triumph. Richter: „So, Sie wollen den Straf-antrag zurückziehen?“
 Alte Jungfer (der ein Kuß geraubt worden ist): „Ja, wenn er es eingesteht!“ — („Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Eine neue historische Zeitschrift „Archiv für Reformationsgeschichte, Texte und Untersuchungen in Verbindung mit dem Verein für Reformationsgeschichte“ wird von dem Berliner Verlag C. A. Schwetschke u. Sohn angekündigt. Herausgeber ist der Direktor des Igl. Archivs in Stettin, Prof. Dr. Walter Friedensburg. —
 — Friß Lienhardts Einakter „Der Fremde“ wird eine der ersten Novitäten des Schauspielhauses in der nächsten Spielzeit sein. —
 — „Weßere Leut“, ein Schwank von J. v. Ludasch, wird im Oktober seine Erstaufführung im Wiener Josefstadt-Theater erleben. —
 — Gustav Mahler hat eine neue Sinfonie komponiert, die in der Winteraison aufgeführt werden wird. —
 — Friedrich Moses dramatische Sinfonie „Hiebill, das Märlein vom Fischer und seiner Frau“, wurde bei der ersten Aufführung im Karlsruher Hoftheater freundlich aufgenommen. —
 — Lina Barbanell wird in der ersten Hälfte der kommenden Saison im Thalia-Theater gastieren. —
 — Auf Cypern hat der Zoolog Forth Major zwei fossile Zwergelentzen ausgegraben. —